

Karlfriedrich Herb, Oliver Hidalgo

ALEXIS DE TOCQUEVILLE



campus EINFÜHRUNGEN

Alexis de Tocqueville

Campus Einführungen

Herausgegeben von

Thorsten Bonacker (Marburg)

Hans-Martin Lohmann (Frankfurt a. M.)

Karlfriedrich Herb ist Professor für Politische Philosophie und Ideengeschichte an der Universität Regensburg.

Oliver Hidalgo ist dort wissenschaftlicher Mitarbeiter.

© Campus Verlag GmbH

Karlfriedrich Herb, Oliver Hidalgo

Alexis de Tocqueville

**Campus Verlag
Frankfurt/New York**

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-593-37647-4

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2005 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Alexis de Tocqueville, Kreidelithographie von Alphonse Leon Noel, 1848, Bibliothèque Nationale Paris © akg-images, Berlin

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck und Bindung: Druckhaus Beltz, Hemsbach

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Siglen	7
Einleitung	9
1 Tocqueville zwischen alter und neuer Welt ...	24
2 Gleichheit und Freiheit	32
3 Über die Demokratie in Amerika	42
3.1 Der Horizont der Vereinigten Staaten	43
3.2 Die neue politische Wissenschaft	57
3.2.1 <i>Habits of the Heart</i> : Demokratie als Lebensform	59
3.2.2 Freiheit oder Despotismus?	69
3.2.3 <i>Aristocratiser la démocratie</i>	74
4 Zwischen Reflexion und Engagement – Tocqueville als Politiker	81

5 Der alte Staat und die Revolution	98
5.1 Die Ursprünge der modernen Gesellschaft in Frankreich	98
5.2 Revolution und Demokratie – Vertauschte Rollen	105
5.3 Politische Ideologie oder die Schuld der Philosophen	116
6 Liberalismus einer neuen Art	125
6.1 Tocquevilles Wahrheiten	125
6.2 Zivilgesellschaft zwischen Religion und Politik	132
6.3 Der liberale Dissident	141
7 Rezeption und Wirkung	146
Literatur	162
Glossar	170
Zeittafel	174

Siglen

Tocquevilles Hauptwerke werden in den wissenschaftlich maßgeblichen deutschen Übersetzungen von Hans Zbinden (Manesse), Dirk Forster (Koehler) und Theodor Oelckers (dtv) zitiert. Die Zitate der Werke und Briefe aus den beiden französischen Originalausgaben wurden von den Verfassern übersetzt.

- DAI** Über die Demokratie in Amerika (Band 1)
- DAII** Über die Demokratie in Amerika (Band 2)
- ER** Erinnerungen
- AR** Der alte Staat und die Revolution
- OC** Œuvres complètes (Édition Gallimard)
- OT** Œuvres complètes (Édition Beaumont)

Einleitung

Seit der Fall der Berliner Mauer im Spätherbst 1989 das augenfällige Ende des Sozialismus einläutete, steht auch die politische Theorie vor einer neuen Situation: Der alles beherrschende Systemgegensatz zwischen Ost und West ist in den Fußnoten der Geschichte verschwunden. Zugleich avancierte die liberale Demokratie zur konkurrenzlosen Verfassungsform der Gegenwart. Mit der neuen Welle der Demokratisierung, die Volkssouveränität, Rechtsstaatlichkeit und soziale Marktwirtschaft in die Welt zu tragen schien, sahen einige bereits das »Ende der Geschichte« (Francis Fukuyama) gekommen. Was sollte es nach dem Sieg der Demokratie noch Neues geben? Inzwischen ist der Optimismus der neunziger Jahre einer vorsichtigen Nüchternheit gewichen. Herausforderungen und Krisen vielfältigster Art haben allzu hohe Erwartungen an die Demokratie gedämpft. Zwar sind auch weiterhin keine ernstzunehmenden Alternativen in Sicht, zu Euphorie und Selbstzufriedenheit besteht jedoch kein Anlass. Viele mögen sich heute an die Worte Churchills erinnern, der die Demokratie als schlechteste Staatsform bezeichnete – abgesehen von allen anderen. Weniger bekannt ist, dass schon im 19. Jahrhundert ein Autor mit seiner schonungslosen Beschreibung der Demokratie den Zeitgeist zu Beginn des neuen Jahrtausends vorweggenommen hat: Die Rede ist von Alexis de Tocqueville (1805–1859).

Wer nach Denkern Ausschau hält, die angesichts der schwierigen demokratischen Zukunft Orientierung versprechen, kommt an Tocqueville nicht vorbei. Zu einer Zeit, als das postrevolutionäre Frankreich noch um seine soziale und politische Verfassung ringt, hatte er die Leserschaft in der alten und neuen Welt mit einer mutigen These überrascht: *Les jeux sont faites*, der Sieg der Demokratie ist unaufhaltsam. Zu dieser Überzeugung kommt Tocqueville auf einer Reise durch die Vereinigten Staaten, deren Erfahrungen er in seinem Erstlingswerk *Über die Demokratie in Amerika* (1835/40) verarbeitet. Es macht ihn früh zu einem Klassiker der politischen Theorie. Obwohl seine Studie seither wechselnden Konjunkturen unterlag, hat sie von ihrer Aktualität nichts verloren.

Mit Tocqueville tritt das Nachdenken über die **Demokratie** in eine neue Phase. Der französische Aristokrat entdeckt in ihr die exklusive Gesellschaftsform (*état social*) der Moderne. Galt sie den Denkern des 18. Jahrhunderts noch als eine Staatsform unter anderen sowie als Reminiszenz an die antike Volksherrschaft, definiert Tocqueville die *Demokratie* vorrangig als soziales Phänomen. *Gleichheit der Bedingungen* (*égalité des conditions*) – so lautet die spezifische Differenz der demokratischen Gesellschaft. Darunter versteht Tocqueville einen allmählich fortschreitenden Prozess, der allen Bürgern denselben staatsbürgerlichen Status und ökonomische Chancengleichheit gewährt. Volkssouveränität und Gleichheit der politischen Rechte gehören folgerichtig zum Idealtypus des demokratischen *état politique*. Aufgrund seines dynamischen Ansatzes sowie der Unterscheidung zwischen sozialer und politischer Sphäre kann Tocqueville allerdings jedes Gemeinwesen mit dem Attribut »Demokratie« versehen, in dem der Zugang zu den sozioökonomischen Positionen für jedermann offen steht. Die Demokratie fungiert damit als Grenzbegriff zur Aristokratie.

Die gesellschaftliche Basis, die Tocqueville seinerzeit als

»Demokratie« bezeichnete, umreißt die noch heute gültige Struktur der OECD-Staaten. Marktwirtschaft und Bürgerrechte ermöglichen hier dem Einzelnen einen freien und individuellen Lebensentwurf. Tocqueville gehört freilich zu denen, die Zweifel haben, ob mit der Demokratie die Lösung aller Probleme gefunden ist. Doch sieht er nicht nur Risiken, sondern auch Chancen. Was die Demokratie für die Zukunft verspricht, hängt entscheidend von der Verantwortlichkeit der Bürger für das Gemeinwesen ab. Tocqueville wirft diesbezüglich Fragen auf, die sich bis heute stellen: Wie viel Demokratie darf man wagen? Wie viel Individualismus verträgt die Demokratie? Wie lassen sich Partizipation der Bürger und politische Repräsentation vereinbaren? Welche Gefahren drohen der modernen Massengesellschaft durch die allgemeine Politikverdrossenheit? Und wie steht es grundsätzlich um den Ausgleich zwischen Staat und Wirtschaft, Individuum und Gesellschaft? All dies sind Herausforderungen, die auch namhafte Demokratietheoretiker der Gegenwart wie John Rawls, Norberto Bobbio und Jürgen Habermas beschäftigen.

Tocqueville erweist sich nicht nur deswegen als unser Zeitgenosse, weil er die Versprechungen der Demokratie mit Skepsis betrachtet und die prekären Bedingungen kennt, aus denen heraus sie existiert. Er offenbart auch die eigentümliche Unbestimmtheit der demokratischen Ideale. Dass die Demokratie über sich selbst keine Gewissheit erlangt, sieht Tocqueville als ihre größte Schwäche. Herausgelöst aus jeder transzendenten Ordnung, fehle es ihr an Maßstäben, um über richtig und falsch, gut und böse zu entscheiden. Das Dogma der Volkssouveränität und das Prinzip der Mehrheit bieten keine sichere moralische Kompetenz. Nach Tocqueville bleibt die Demokratie deshalb auf Grenzen und Regeln angewiesen, die von außen an sie herangetragen werden. Dass die demokratische Gesellschaft möglicherweise dazu verurteilt ist, ihre Unbestimmtheit und Widersprüche auszuhalten, konnte er sich nicht vorstellen.

In der Tradition Tocquevilles betonen heute Denker wie Claude Lefort die Unfähigkeit der Moderne zur positiven Selbstbeschreibung und erkennen darin eine Ursache für das mögliche Abgleiten der Demokratie in despotische Regime. Der autoritäre Führer, der sich über das komplizierte, oft mühsame Zusammenspiel der politischen Kräfte hinwegsetzt, die Heilsversprechen der totalitären Ideologien – hier waren die vermeintlichen Antworten zu finden, die die Demokratie ihren Bürgern schuldig blieb. Wie hoch der Preis solcher Antworten war, vermochte Tocqueville nur zu erahnen. Gleichwohl ist er ein zentraler Referenzautor, der die **Transformationsprozesse** der Demokratie in beide Richtungen verfolgt hat. In seinen Schriften sind die Ursprünge der modernen Gesellschaft mit ihren zukünftigen Optionen auf geheimnisvolle Weise verbunden. Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen zu einem Kontinuum, dessen Kenntnis Tocqueville für die erfolgreiche Arbeit am demokratischen Projekt voraussetzt. Er weiß, dass es ein hilfloses und auch gefährliches Unterfangen wäre, die eigenen Wurzeln zu verleugnen. Keine Gesellschaft, nicht einmal die in der neuen Welt, entsteht aus einem Vakuum. Für Tocqueville bedeutete dies, dass sich die Demokratie dem Erbe der Aristokratie zu stellen habe. Seine Theorie des demokratischen Wandels ließe sich ebenso auf heutige Gesellschaften in Osteuropa oder der Dritten Welt anwenden. Auch hier gilt es, aus der Geschichte zu lernen, um frühere Fehler zu vermeiden anstatt sie zu wiederholen. Aus der eigenen historischen Erfahrung weiß Tocqueville allerdings, dass der Erfolg der demokratischen Transformation nicht mehr ist als ein erster Schritt. Die moderne Gesellschaft birgt in sich eine Ambivalenz, die eine freie und glückliche Zukunft nicht wahrscheinlicher macht als das (neuerliche) Abdriften in ein despotisches System. Tocqueville macht diese Gefahren nicht am materiellen Bereich fest, denn Wohlstand und Stabilität vermag die Demokratie durchaus zu garantieren. Allerdings befürchtet er, dass der *homme*

démocratique zum Sklaven seines Wohlergehens wird und seine freiheitlichen Ideale der gesicherten Prosperität opfert. Die Grenzen, die zwischen einem fürsorglichen Wohlfahrtsstaat und dem Paternalismus sozialistischer Provenienz bestehen, gehen für ihn fließend ineinander über.

Unter den Klassikern des 19. Jahrhunderts besticht Tocqueville durch die Objektivität seiner Analysen und die Zurückhaltung seiner Prognosen. Verglichen mit den Prophezeiungen der Herrschaft der Bourgeoisie, der Diktatur des Proletariats oder der Expertokratie der Wissenschaft, wie sie François Guizot, Karl Marx und Auguste Comte lieferten, wirkt Tocquevilles These von der Unabänderlichkeit des egalitären Zeitalters eher bescheiden. Die Abenteuer der dialektischen Vernunft reizten ihn so wenig wie die Gesetzmäßigkeiten des Positivismus. Tocqueville hat die Lektionen seiner politischen Wissenschaft in den Vereinigten Staaten gelernt. Seine Darstellung der amerikanischen Institutionen galt lange Zeit als maßgebliche Formulierung des politischen Systems der USA. Noch mehr interessierte er sich aber für die demokratische Lebenswelt. Seine Einsichten lassen sich deshalb heute unter die Vorschläge zur Zivilgesellschaft subsumieren. Für Tocqueville taugen die klassischen, in der Verfassung garantierten Partizipationsrechte nur solange, wie sie von einer lebendigen politischen Kultur getragen werden. Dass auch die moderne Demokratie nicht ohne Bürgertugend auskommt, war seine feste Überzeugung. Solche Tugend ließ sich nicht durch abstrakte Bezüge herausbilden, sondern bedurfte der konkreten Praxis. So wichtig die Institutionen auch sein mochten, erst in den Sitten konnte sich die Demokratie auf Dauer etablieren. In Amerika erkannte Tocqueville ein Gemeinwesen, in dem von den lokalen und regionalen Ebenen bis zur Spitze der Föderation die Gewohnheit herrschte, die eigenen Angelegenheiten selbständig oder mit Gleichgesinnten zu regeln und nur subsidiär auf den Staat zurückzugreifen. Dem Appell an den alten Kontinent, sich von solchem *civic involve-*

ment inspirieren zu lassen, sollten sich auch die heutigen Europäer nicht verschließen.

Tocqueville leistet jedoch keine innerweltliche Analyse der Politik. Er war vielmehr überzeugt, in Amerika die eigentliche Grundlage der politischen Energien entdeckt zu haben. Erst der Glaube – ist er sich sicher – zwingt den Einzelnen dazu, sich mit den Problemen der Gesellschaft zu befassen. Deshalb begeistert ihn die Harmonie, die in der neuen Welt zwischen Religion und Demokratie besteht. Auch in diesem Punkt legt Tocqueville jedoch eine differenzierte Sichtweise an den Tag. Akribisch analysiert er die eigentümliche Mischung aus Spiritualität und Zweckrationalismus, Bigotterie und Geschäftssinn, die die amerikanische Zivilreligion auszeichnet. Die Religion ist dabei nur ein Beispiel, wie Tocquevilles feinsinnige Beobachtungen Amerika als eine Gesellschaft vorstellen, die dem Europäer ebenso nahe wie fremd ist. In vielen Passagen wirkt sein Buch so, als sei es heute geschrieben. Über einen Autor, der vor 200 Jahren geboren wurde, lässt sich kaum etwas Besseres sagen.

Der Vergleich mit der natürlich gewachsenen Demokratie der Amerikaner zeigt Tocqueville, wie konfliktreich die moderne Gesellschaft in Europa, insbesondere in Frankreich entstanden ist. Das Spätwerk *Der alte Staat und die Revolution* (1856) taxiert den sozialen Wandel im Licht von 1789. Auch hier überrascht Tocqueville mit seinem Befund. Die Französische Revolution erscheint als Ereignis, das an den großen Linien der geschichtlichen Entwicklung nichts verändert hat. Auch ohne die revolutionären Ereignisse hätte Frankreich den Weg in die Moderne gefunden. Damit gießt Tocqueville Wasser auf die Mühlen derer, denen die Aufregung um 1789 seit je her suspekt war. Er war sich gleichwohl bewusst, wie gewaltig die Veränderungen waren, die sich hinter den Kulissen der politischen Bühne vollzogen. Die Demokratie zu verstehen, verlangte für ihn auch, die Kluft zu begreifen, welche die Tradition

von der Moderne trennt. Insofern erweist sich die Revolution, die Tatsachen geschaffen hat, hinter die es kein Zurück gibt, selbst unter Tocquevilles Prämissen als Phänomen, mit dem die Auseinandersetzung lohnt.

Der aufmerksame Leser wird nicht daran zweifeln, dass sich Tocqueville zu diesen Tatsachen, das heißt zu Menschenrechten, Marktgesellschaft und individueller Lebensführung bekennt. So hart er bisweilen mit der falschen Selbstgewissheit und Selbstzufriedenheit des Bürgertums ins Gericht geht: Er misst die Moderne an ihren eigenen Idealen. Reaktionäre Auffassungen sind ihm ebenso fremd wie die heute modischen Perspektiven, deren ironische Toleranz und postmoderne Beliebigkeit sich allzu gerne um die Lösung der aufgeworfenen Fragen drücken. Wer daher nach Tocquevilles Standort innerhalb der Traditionen des politischen Denkens fragt, tut sich schwer. Sein Werk verweigert sich einer Einordnung in die klassischen Lager der Konservativen und Progressiven. Wer sich intensiv mit ihm beschäftigt, dürfte dies aber kaum als Manko betrachten.

Leben und Denkweg

Wer ist dieser Autor, dem so viele bemerkenswerte Einsichten über die moderne Demokratie gelangen? In erster Linie ist Alexis de Tocqueville ein Wanderer zwischen den Welten. Geboren wird er 1805, zu einer Zeit, als sich Napoleon auf dem Höhepunkt seiner Macht befand. Tocqueville entstammt einer normannischen Adelsfamilie, die dem Untergang des Ersten Kaiserreichs und der Restauration der Bourbonenherrschaft viel Positives abgewinnt. Seine Eltern waren den Wirren der Revolution nur knapp entronnen, während sein Urgroßvater Malesherbes 1794 den Tod durch die Guillotine gefunden hatte. Beeinflusst von den konservativen Einstellungen seiner Familie, goutiert der junge Alexis den Versuch der Verfassung von 1814, einen Ausgleich zwischen dem revolutionären Erbe

und der alten Monarchie zu schaffen. Was etwa Auguste Comte von vornherein zum Scheitern verurteilte, ist für Tocqueville zunächst ein guter Kompromiss zwischen Fortschritt und Ordnung. Als er freilich bemerkt, dass die Grundsätze der *Constituante* nur auf dem Papier bestehen, geht er auf Distanz zu den legitimistischen Kreisen.

Auch in privater Hinsicht emanzipiert sich Tocqueville von den Erwartungen der Familie. Der Posten des Hilfsrichters, den er 1827 nach Beendigung des Jurastudiums auf Vermittlung seines Vaters annimmt, erfüllt ihn mit wenig Befriedigung. Sein ungeduldiges Naturell stößt sich an der Aussicht, gemäß den Gesetzen der Restauration achtzehn Jahre auf eine politische Karriere zu warten. Zur gleichen Zeit beendet er eine erste Liaison mit einer Frau aus dem Bürgertum aus Furcht vor einem gesellschaftlichen Skandal. Noch vor der Julirevolution lernt er jedoch seine spätere Frau, die Engländerin Mary Mottley kennen. Ihre Beziehung hält er zunächst geheim.

Als die Orleanisten 1830 die bürgerliche Monarchie ausrufen, ist Tocqueville ein in sich zerrissener Mann. Sein Wunsch, in die Politik zu gehen, droht an den Gesetzen zu scheitern, sein privates Glück an den Konventionen des Elternhauses. Doch auch den neuen Herrschern, der Bourgeoisie, bringt der Aristokrat wenig Respekt entgegen. Widerwillig leistet er den Amtseid auf den »Bürgerkönig« Louis Philippe. Einen Ausweg aus der verfahrenen Situation findet Tocqueville, als das Justizministerium ihn gemeinsam mit seinem Freund Gustave de Beaumont mit der Aufgabe betraut, die amerikanischen Einrichtungen des Strafvollzugs zu untersuchen. Für beide ist der offizielle Grund der Reise nur ein Vorwand, um das soziale und politische System der USA umfassend zu studieren. Schon seit 1825 hatte sich Tocqueville gedanklich mit der amerikanischen Demokratie beschäftigt. Später gehört er zu der illustren Zuhörer-schaft, die in den Jahren 1828/30 den Geschichtsvorlesungen François Guizots an der Sorbonne folgt. Hier gewinnt er die